Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 47. Posen, den 20. November. 1892.

In der Sommerfrische.

Eine Erzählung von Marianne Sell.

(Fortsetzung.)

Wie die Glücksgüter im Leben überhaupt ungleich vertheilt sind, so war dies auch bei den aufgetragenen Speisen im Kurhaus der Fall. Dem Herrn Präsidenten von Schönborn und seinen Nachbarn obenan wurden volle schönverzierte Schüsseln gereicht, aber die Familie des Kanzleiraths, die so bescheiden untenan saß, bekam von diesen Herrlichkeiten nicht viel zu sehen und zu schmecken. Herrn Lindner war das vollständig gleichgiltig; nur mechanisch genoß er wenige Bissen und hielt sich ängstlich hinter der breiten Gestalt seiner Ehehälfte verborgen, aber diese war nicht dazu geschaffen, um im Stillen zu dulden. So versuchte sie es denn, den aufwartenden Kellner an der flatternden Serviette festzuhalten, oder den Wirth herbei zu winken, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie für ihr gutes Geld etwas Anderes zu haben wünsche, als die ungenießbaren Schwänze und Gräten der Fische und vom Geflügel die Knochen, aber ihr Gatte hielt ihre Hand krampfhaft fest.

„Mache kein Aufsehen, Karoline! Du kannst ihnen später Deine Meinung sagen! Der Herr Präsident ist kurzsichtig und vielleicht gelingt es mir, ihm zu entrinnen."

So mußte sie schweigen und mit stiller Wuth das nußgroße Stück Mehlspeise betrachten, das sie mit Helene und Elschen zu theilen hatte, nachdem ihr Gatte pantomimisch auf seine Portion verzichtet hatte. Alles nimmt jedoch ein Ende, und auch die table d'hôte im Kurhaus machte hierin keine Ausnahme. Schüsseln und Flaschen waren geleert, folglich hatte Niemand Veranlassung, länger bei Tisch zu bleiben, und als sich darum der Herr Präsident erhob und rechts und links „gesegnete Mahlzeit" wünschte, folgten alle seinem Beispiele nach.

Der Herr Präsident hatte ihn nicht gesehen! Mit diesem tröstlichen Bewußtsein konnte Lindner aus dem Saale entschlüpfen. Er eilte so schnell den Berg hinab, daß seine Angehörigen kaum zu folgen vermochten. Erst als ihn die schützenden Mauern der „Amicitia" bargen, athmete er auf und wurde inne, daß er vor Aufregung fast nichts gegessen. Als sich aber seine Karoline, erschöpft von den Ereignissen des Morgens, zu einem Mittagsschläfchen in ihr Zimmer zurückgezogen, und Helene und Elschen einen Wanderspaziergang angetreten hatten, lenkte er seine Schritte resolut zur „schönen Müllerin," um dort mit kräftigem Landbrot und Schinken seinen Hunger zu stillen.

Erst acht Tage waren verflossen, seitdem die Familie Lindner in Schlangendorf ihren Einzug gehalten hatte, aber schon wünschten alle sehnlichst: „Ach wären doch bereits vier Wochen um, dann könnten wir uns zur Abreise rüsten!" Es war eben gar zu trübselig und unbehaglich in der „Amicitia." Als hätten sie ein Verbrechen begangen und als fürchteten sie sich, von einem Detektiv aufgespürt zu werden, so ängstlich und kleinlaut schlichen sie Alle einher! Die Mutter bestand darauf, daß man den Kaffee im düsteren dumpfen Zimmer einnahm, und zog auch noch zum Ueberfluß die Vorhänge dicht zusammen, um nur ja nicht ihre ehemalige Freundin vor Augen zu haben, die da draußen auf der luftigen Veranda mit ihrem Paul behaglich frühstückte. Wenn sie aber die kühle Abendluft im Freien genießen wollte, so erging sie sich hinter dem Hause zwischen Spinat und Kohlrabi, während Julie im Vorgärtchen zwischen Rosen und Nelken lustwandelte.

Nur als sie sich überzeugt hatte, daß Mutter und Sohn mit einer größeren Gesellschaft den längst beabsichtigten Ausflug nach dem Forsthause unternommen hatten, wagte sie sich mit ihrem Strickzeug in die Veranda, aber bei jedem bunten Kleid, bei jedem hellen Sonnenschirm, der auf der Straße auftauchte, fuhr sie erschreckt empor, und als die Steuerräthin viel früher zurückkehrte, als man dies für möglich gehalten hatte, da flüchtete sie sich entsetzt in ihr Zimmer. Ihr Gatte trieb es nicht viel anders; ängstlich wich er jedem ältlichen Herrn schon von Weitem aus und suchte hinter Baumstämmen oder dichtem Buschwerk Deckung, wenn er den Herrn Präsident zu erblicken meinte. Das tägliche Mittagsmahl war ihm eine wahre Tortur; bis jetzt hatte ihn sein kurzsichtiger Chef noch nicht entdeckt, aber wenn er unglücklicher Weise sein Augenglas auf ihn richten würde — dann war es um sein Inkognito geschehen. Vergeblich hatte er versucht, seine Karoline für die „schöne Müllerin" zu gewinnen.

„Wenn Du Dich wirklich so kindisch vor Deinem hohen Vorgesetzten fürchtest, so gehe mit Helene und Else in die Mühle, aber ich werde zu Hause bleiben und gar nicht essen," erklärte sie ihm mit der größten Energie.

Auch Elschen war von Schlangendorf gründlich enttäuscht; nichts als Bäume gab es im Wald, nirgends etwas Merkwürdiges; sie fand es gräßlich langweilig! Nur wenn Helene mit ihr spielte, Erdbeeren suchte und Kornblumenkränze wand, war sie für ein Weilchen zufriedengestellt. Die arme Helene! Sie hätte sich vervielfältigen mögen, um allen Anforderungen zu genügen, die die Ihrigen an sie stellten. Sie sollte die Schwester beaufsichtigen, den Vater auf seinen Spaziergängen

begleiten und mit ihren scharfen Augen nach dem Herrn Präsident auslugen, gleichzeitig aber auch der Mutter im Zimmer Gesellschaft leisten, ihre Klagen geduldig anhören und jeden Morgen bei Frau Krauthuber auf diplomatische Weise zu erfahren suchen, wohin wohl die Frau Steuerräthin heute Nachmittag ihre Schritte lenken würde. Gingen sie nach dem Zuckerhut, dann wollten die Lindner den Pilz besteigen, und hatte sie sich für diesen entschieden, dann wollten sie auf den Zuckerhut klettern!

Während das Alles im rechten Flügel der „Amicitia“ vorging, war die Frau Steuerräthin Römer im linken Flügel durchaus nicht so übermüthig und heiter, wie man drüben vermuthete, sondern sehr verdrießlich. Das Zusammentreffen mit den Lindners war höchst peinlich! „Wie einfältig von Thusnelde, uns Schlangendorf und die „Amicitia“ anzupreisen! Sie weiß doch am besten, wie wir zu einander stehen. Ich will ihr meine Meinung ganz gehörig sagen, wenn ich wieder daheim bin. Ach, ich wünschte, ich wäre schon so weit — ist mir doch diese Sommerfrische gründlich verleidet! Wenn ich mich nicht mit Theodor verabredet hätte und meinem Paul der Aufenthalt hier so vorzüglich bekäme, hätte ich schon längst meinen Koffer gepackt! Karoline weicht mir aus, als wäre ich mit einer ansteckenden Krankheit behaftet; wenn sie mir ein wenig freundlicher entgegenkäme, würde ich zu vergessen suchen, daß sie mich eine „eitle putzsüchtige Närrin“ nannte. Mein Gott, ich bin noch jung, und halte es für meine Pflicht, mein Aeußeres nicht zu vernachlässigen. Was kann ich dafür, daß mich Alles so vorzüglich kleidet, was die Mode Neues bringt? Sie sagt: ich wäre eingebildet auf mein Geld und meinen Rang — Thusnelde hat mir ja Alles erzählt. Meinetwegen! aber daß sie meinen Paul haßt, das verzeih ich ihr nun und nimmermehr! Lieber heute als morgen sähe sie ihn auf der Bahre liegen. Weil sie ihren Paul eingebüßt hat, soll er auch nicht am Leben bleiben — das wünscht sie täglich! Ach, wer weiß, ob nicht der Wunsch bald in Erfüllung geht!“ So dachte und klagte sie bei sich selbst.

Der gute Paul! Man sah es dem stämmigen, pausbäckigen Jungen gar nicht an, daß er so ein kränkliches Wesen war, dessen Nervensystem einer ganz aparten Stärkung bedurfte. Gleichwohl litt er an einer geheimnißvollen Krankheit, die aller ärztlichen Kunst spottete. Es befielen ihn nämlich jeweilen heftige Kopfschmerzen, über die er ganz unbändig weinte und jammerte: aber sobald die ängstliche Mutter sein Ausbleiben in der Schule entschuldigt hatte, erholte er sich schnell, aß tüchtig, spielte mit seinen Bleisoldaten und ließ Fallschirme von buntem Seidenpapier zum Fenster hinausfliegen. „Es fehlt ihm gar nichts“, behauptete sein Stiefbruder Theodor, „er wird regelmäßig krank, wenn er seinen Aufsatz nicht geschrieben oder seine Exempel nicht gerechnet hat. Paul ist ein fauler Schlingel!“ Aber seine Mutter nahm ihn in Schutz. „Das verstehst Du nicht! Das Kind ist nervös, und muß geschont werden. Der Arzt ist vollständig meiner Meinung.“

Seitdem nun Paul in Schlangendorf weilte, wo man von ihm nichts verlangte als Essen und Spazierengehen, war er kerngesund, und das machte seine Mutter namenlos glücklich, obgleich er ihr in anderer Hinsicht manchen Aerger bereitete. Es war ihr nach vielen Bemühungen gelungen, mit einigen Familien Bekanntschaft anzuknüpfen, die in den benachbarten Villen wohnten. Auch Knaben in Pauls Alter fanden sich unter der zahlreichen Kinderschaar, und waren bald seine unzertrennlichen Freunde geworden. Aber leider sollte diese Freundschaft für seine Mutter eine Quelle von mancherlei Schreck und Aerger werden, denn die wilden Jungen verübten gemeinschaftlich allerlei Unfug, auf den der phlegmatische Paul schwerlich allein verfallen wäre.

Tropfnaß und mit Schlamm überzogen war er zu seiner tödtlich erschrockenen Mutter nach Hause gekommen. „Um Gotteswillen, was ist Dir denn geschehen?“

„Otto und Max haben mich in den Mühlteich gestoßen, ich sollte tauchen lernen“, so klagte Paul; aber bereits am nächsten Tage stieg das würdige Kleeblatt in einen fremden Garten ein, um die Stachelbeeren zu plündern. Als nun der rechtmäßige Eigenthümer mit einem Stocke bewaffnet herbeigestürmt kam, entschlüpften Max und Otto gewandt, unser Paul aber fiel ihm in die Hände und wurde abgestraft, während sich die beiden anderen in ihrem sicheren Verstecke halb todt lachten. Doch das Schlimmste sollte noch kommen.

Ein paar Stunden von Schlangendorf entfernt lag mitten im Walde ein einsames Forsthaus. Dahin hatten die befreundeten Familien des Doktors Weise und Kaufmanns Schneider schon längst einen Ausflug beabsichtigt und die Frau Steuerräthin zur Theilnahme aufgefordert. In einem geräumigen Omnibus, unter Lachen und Scherzen war der anmuthige Weg zurückgelegt worden, und als man das Ziel erreicht hatte, freuten sich Alle des idyllischen Plätzchens unter einer alten Linde und reihten sich um die lange Tafel, um die einfachen ländlichen Erfrischungen einzunehmen, die ihnen die Frau des Försters bereitwilligst darbot. Max, Otto und Paul hatten schon unterwegs mit einander geflüstert und augenscheinlich über einen Streich berathen; jetzt aber, nachdem sie sich durch Speise und Trank erquickt hatten, schlenderten sie anscheinend harmlos mit ihren Botanisirbüchsen in den Wald, untersuchten hohle Bäume und krochen zwischen moosbewachsenen Felsstücken umher.

Endlich kehrten sie zur Gesellschaft zurück, aber die beiden Brüder blieben vorsichtig im Hintergrund und prägten Paul nochmals seine Instruktion ein: „Mach Deine Sache gut, Paul! Du gehst zuerst zu unserer Cousine Emmy; sie ist am furchtsamsten.“ Da stand nun Paul, ganz stolz über den ehrenvollen Auftrag, neben dem jungen Mädchen. „Willst Du ein Stück Kuchen haben?“ fragte sie ihn freundlich. Kuchen verschmähte er nie. „Freilich! Aber — haben Sie schon einmal das Wappen von Schlangendorf gesehen?“ „Das Wappen von Schlangendorf? Nein, Paul; zeig doch her!“

Paul öffnete seine Botanisirbüchse; grüne Blätter lagen obenauf. Neugierig hob sie Emmy in die Höhe und stieß einen gellenden Schrei aus — da drinnen ringelten sich eine Menge kleiner widrig anzusehender Schlangen und die Schlangenmutter schnellte mit jähem Sprunge und offenem Rachen auf sie los! War das ein Wirrwarr, Schreien, Kreischen und Flüchten! Gläser wurden umgestoßen, Tassen zerbrochen, und auf den Tischen flossen Ströme von Milch und Bier wie im Schlaraffenland. Paul hatte vor Schreck die Büchse fallen lassen und nun ringelte sich die Schlangenfamilie auf dem Tische zwischen Kuchentellern, Handschuhen und Sonnenschirmen, während die wohl fünf Fuß lange Schlange im Grase auf und niederkroch, um einen Schlupfwinkel zu suchen.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Schlangen! Schlangen!“ tönte das Geschrei der Frauen und Kinder durch den Wald, und ließ die zur Gesellschaft gehörigen Herren, die sich mit Kegelschieben unterhielten, herbeieilen; auch der Förster und der Jägerbursch kamen, und ihnen gelang es, das Ungeheuer zu erlegen und auch die junge Brut zu beseitigen.

„Beruhigen Sie sich nur, meine Damen“, tröstete der Förster, „die Schlange ist nicht giftig; es ist die gelbliche Natter, die sich häufig in hiesiger Gegend vorfindet, aber wenn die jungen Herren sie ruhig unter ihrem Stein gelassen hätten, so wäre Ihnen Allen der Schreck erspart geblieben!“

Es war Max und Otto gelungen, sich während des allgemeinen Aufruhrs zu entfernen, aber Herr Schneider hielt Paul fest und verabreichte ihm nach einer tüchtigen Strafpredigt ein paar derbe Ohrfeigen als Lohn für seinen dummen Witz, der möglicher Weise schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Emmy hatte nämlich vor Schreck Weinkrämpfe bekommen und war gar nicht mehr zu beruhigen.

„Ich muß doch sehr bitten, daß Sie meinem Kinde nicht allein die Schuld beimessen!“ Mit diesen Worten hatte die Steuerräthin ihren Paul den Händen des empörten Vaters entrissen. „Er ist viel zu harmlos, um solch einen bösen Streich zu ersinnen und hat nur ausgeführt, was ihn Ihre Söhne, Herr Doktor, zu thun geheißen haben.“

„Möglich! Aber er hats bei seiner großen Harmlosigkeit und Unschuld recht geschickt gemacht und ich muß Ihnen überhaupt sagen, daß meine Söhne, seit sie mit Ihrem Paul verkehren, viel ungezogener sind als früher!“ wandte der beleidigte Vater ein.

Das war zu viel! Die Steuerräthin nahm ihr Kind bei der Hand.

„Komm, Paul, wir wollen diese Herrschaften nicht länger in ihrem Vergnügen stören! Ich habe die Ehre, mich Ihnen allen zu empfehlen!“

Damit rauschte sie von dannen und trat den Rückweg zu Fuß an. Um keinen Preis wäre sie eine Minute länger unter den ungebildeten Leuten geblieben.

„Du wirst nie wieder mit diesen Knaben spielen!“ befahl sie Paul, „für mich sind diese Menschen Luft!“ Alle diese Ereignisse waren es, die ihr den Aufenthalt in Schlangendorf so gründlich verleideten; Feinde innen, Feinde außen!

V.

„Heute giebt es ein Gewitter!“ hatte Frau Krauthuber am frühen Morgen prophezeit, denn ihr Laubfrosch irrte sich nie, und er benahm sich in der auffallendsten Weise. Als die drückende Hitze in den Mittagsstunden unerträglich geworden war, hörte man richtig in der Ferne ein leises Murmeln; bald stiegen schwarze Wetterwolken über den Zuckerhut empor und weiße, seltsam geballte Wolken flogen vom Sturmwind getrieben vor ihnen her. Bald zuckten die Blitze über das schwarze Gewölk und der Donner dröhnte schauerlich in dem engen Thal. Erst strömte nur Regen vom Himmel herab, dann flogen Schloßen, hart wie Schrotkörner, an die Fensterscheiben, und die grüne Flur war mit einem Mal in ein weißes Tuch eingehüllt, als habe der Sommer plötzlich Abschied genommen und dem harten Winter Platz gemacht!

Ein entsetzliches Wetter! Aber Gottlob! Da war die weiße Wolke schon über ihren Häuptern hinweggezogen: nur noch eine Sintfluth strömte vom Himmel herab. Hof, Garten und Straße waren überschwemmt und der kleine unscheinbare Bach hatte längst seine Ufer überfluthet und führte allerlei Hausgeräth auf seinem Wege das Thal hinab zum Zeichen, daß er sich auf fremden Grund und Boden begeben habe. Das war der wilde Bergstrom, von dem Thusnelde gefabelt! Aber einmal ist nicht immer. In wenig Stunden wird er in sein Bett zurückgekehrt sein!

Helene lehnte an der kleinen Hofpforte und sah gedankenvoll in den Abendhimmel. Die Sonne ging hinter einer dunkeln, goldgesäumten Wand unter und erleuchtete mit ihren letzten Strahlen grell die hohen Wipfel der alten Eichen und Buchen. Nur die unzähligen Regentropfen, die von ihnen herabrieselten und im Sonnenlichte wie die reinsten Diamanten funkelten, zeugten von dem Unwetter, das vor wenigen Stunden hier gehaust hatte.

„Ach“, seufzte Helene, „wenn doch unsere Sorgen und Kümmernisse ebenso rasch verschwänden wie die Wetterwolken am Himmel! Bis jetzt habe ich immer noch meine heitere Laune zu bewahren gesucht, aber ich fühle es, meine Kraft erlahmt! Warum bleiben wir denn eigentlich hier! Der Vater ist unglücklich, die Mutter ist unglücklich, und wenn morgen Theodor Colberg eintrifft und an mir mit fremdem kaltem Gruß vorübergeht, dann bin ich es auch! Von seiner Mutter will ich die unverdiente Kränkung ertragen, aber von ihm, dem Jugendfreund, dem ich stets von Herzen gut gewesen bin, ertrage ich sie nicht!“ Ganz erfüllt von ihren Gedanken, trat sie zur Mutter ins Zimmer.

„Wir wollen nach Hause gehen, Mutter,“ bat sie, „in unser einfaches, aber friedliches Heim! Dort brauchen wir uns vor Niemand zu verbergen, und noch Keiner hat uns dort je die Hochachtung versagt!“

Die Mutter meinte: „Du hast recht, Kind, ich habe meine Kräfte überschätzt — ich kann mit dieser Frau nicht länger unter einem Dache leben! Ach, hätte ich doch Deinen Vater nicht von seiner Reise nach der Schweiz abgehalten!“

„Wir wollen nächstes Jahr das Versäumte nachholen,“ tröstete Helene, „aber jetzt laß uns die Koffer packen. Morgen früh müssen wir Schlangendorf den Rücken kehren!“ So traf sie der Vater, als er mit Else vom Spaziergange heimkehrte.

„Was? Abreisen wollt Ihr? Was fällt Euch denn ein? Ich denke gar nicht daran! Schlangendorf ist ein reizender Ort, wie geschaffen für einen Beamten, der sich nach anstrengender Arbeit erholen muß! Ich bin Dir und Thusnelde ganz außerordentlich dankbar, daß Ihr mich hierher gelockt habt! Man entbehrt ja gesellige Vergnügungen, aber Gesundheit ist das höchste Gut, und dieser kann das einfache idyllische Leben, das man hier führt, nur zuträglich sein!“

Sprachlos sahen sich Mutter und Tochter an. Hatte der Vater den Verstand verloren? Aber er achtete nicht auf sie und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. „Ich habe die Sache soeben ausführlich mit dem Herrn Präsidenten besprochen. Wir sind vollständig einer Meinung: Schlangendorf ist als Sommerfrische unübertrefflich!“

„Aber Vater! Der Herr Präsident? Du hast ihn gesprochen?“

„Allerdings! und ich begreife jetzt selbst nicht, warum ich diesem Herrn so ängstlich ausgewichen bin. Ist das ein liebenswürdiger Mann! Wie leutselig, ja, ich kann sagen freundschaftlich, hat er sich mit mir unterhalten.“

„Aber so erzähle doch nur ausführlich! Wie trug sich denn nur Euer Zusammentreffen zu?“ drängten Gattin und Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der Mensch Pech hat.

Humoreske von B. W. Zell. (Nachdruck verboten.)

Herr von Below war in brillanter Laune. Winkten ihm doch freudenvolle Tage, die, wenn sie zur Rüste gingen, wohl die Morgenröthe eines köstlichen Glückes an seinem Lebenshimmel heraufziehen ließen.

Vor ihm lag die Einladung zur Vermählungsfeier seines Busenfreundes Arthur Hohenheim, welche letztere auf dem Landsitz des Schwiegervaters, dicht bei der Residenz gelegen, stattfinden sollte. Zweifellos hatte man da glänzende Festlichkeiten zu erwarten, denn der Brautvater war ein genußfroher Lebemann und dazu in angenehmster Vermögenslage. Fritz von Below wußte nun eine so verlockende Perspektive von gastronomischen Genüssen, erlesenen Weinen und echten Cigarren zwar voll zu würdigen, doch blieben für ihn die Menschen die Hauptsache — in diesem Fall besonders der Kranz reizender Mädchen, die die Braut, Magda von Cleve, um sich zu versammeln pflegte und die bei der Hochzeit sicher nicht fehlen würden. Und auch die reizendste von allen, Else Battenberg, mußte doch nun endlich die umfassende Verwandten-Tournee, auf der sie sich seit Wochen befand, beenden, um ihrer liebsten Freundin Magda den Brautkranz eigenhändig ins wirre Lockenhaar zu flechten.

Ach ja, sie war göttlich, diese Else Battenberg! Seit einem vollem Jahr lag Fritz von Below in ihren Banden und wäre schon längst, durch manche kleine Gunstbezeigung ermuthigt, zu entscheidendem Angriff vorgerückt, wenn sich nur irgend welche Gelegenheit dazu ergeben hätte. Aber Frau Generalin, die Mutter dieser göttlichen Else, war immer auf der Wacht, und Fritz hatte noch nicht ergründen können, ob diese Wachsamkeit speziell gegen ihn oder gegen das ganze Männergeschlecht gerichtet sei. Was aber kümmerte ihn die Mutter, sobald er der Tochter sicher war! Else hatte ihrer Freundin Magda längst, natürlich als unverbrüchliches Geheimniß, anvertraut, daß sie Herrn von Below, diesen liebenswürdigsten aller Schwerenöther, nie ohne heftiges Herzschlagen sehen und sprechen könne, und dieses unverbrüchliche Geheimniß hatte ebenso natürlich sofort seinen Weg zu Fritz von Below gefunden — Arthur Hohenheim empfing es nämlich von der Braut und spedirte es weiter an seinen Freund.

Da die Dinge nun einmal so günstig lagen, war doch Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich auf der bevorstehenden Hochzeit endlich Gelegenheit zur lang ersehnten Aussprache ergeben würde, besonders da Fritz Below dem Fräulein Battenberg als cavalier servant zugetheilt worden war.

So kam der Polterabend heran, und seligfrohen Herzens begab sich Herr von Below, wohlausgerüstet von seinem Schneider, der diesmal keinen leichten Stand gehabt hatte, auf die kurze Reise. In einer halben Stunde war das Ziel erreicht, Bräutigam und Brautvater empfingen in herzlichster Weise den Gast und führten ihn vorerst in sein Zimmer, da Below zu jenem bevorzugten engeren Kreis der Freunde gezählt wurde, für die bis über den Hochzeitstag hinaus Quartier in dem geräumigen Landhaus bereitet war.

„Sie kommen natürlich ins Junggesellenzimmer,“ rief frohgelaunt Herr von Cleve. „Ich habe diesmal gegen meine sonstige Gewohnheit Jugend und reiferes Alter, sowie die Ledigen und Vermählten streng gesondert. Hier,“ — er öffnete ein saalartiges Gemach im oberen Stockwerk — „hausen Sie noch mit vier anderen unternehmenden Jungleuten, im Nebengemach einige ältere, beweibte Herren. Die Thür drüben führt in die Kemenate der Jungfräulein, der sich unmittelbar das Reich der Mütter anschließt — alles in schönster Ordnung und Harmonie, finden Sie nicht?“

Herr von Below konnte nur bejahen. Dann fuhren andere Gäste vor, der Gastgeber eilte davon und Fritz konnte nur den Freund, der eilig folgen wollte, noch hastig fragen: „Else bereits da?“

„Noch nicht — aber ihre Mutter, die höchst ungehalten ist, daß ihr Töchterlein bis zur letzten Minute zögert. Wir erwarten sie jeden Augenblick — also, Geduld, Freund!“

Herr von Below ging an seine Toilette. Draußen fuhren unaufhörlich Wagen vor, das Haus füllte sich, im breiten Gange des oberen Geschosses tönten fröhliche Mädchenstimmen, dazwischen Lachen und Rufen, und hochklopfenden Herzens sagte sich der Lauschende, daß nun wohl Else Battenberg eingetroffen sein werde. Auch seine Zimmergenossen stellten sich ein, meist alte Bekannte, alle beherrscht von frohem Vorgefühl zu erwartender Freuden, und dann summte auch bald darauf der Glockenton durch das Haus, der die Gäste in den Festsaal rief.

Dort Kerzenschimmer, Blumenduft, strahlende Gesichter, rauschende Roben und als verlockender Mittelpunkt ein etwas verlegen dreinschauendes Brautpaar auf palmenüberdachtem Polstersitz — alles wie üblich bei Polterabendfesten. Zur Seite der Braut eine Gruppe entzückender Mädchen in festlichen Kleidern; leuchtend flogen Belows Blicke dort hinüber, aber vergebens spähte er nach Else Battenbergs schlanker Figur und ihrem dunkeln Lockenkopf aus — sie war nicht unter den Festjungfrauen.

Sein Herz zog sich zusammen, eine Frage brannte auf seinen Lippen, aber wie sie aussprechen, ohne sich zu verrathen? An den Bräutigam konnte er jetzt nicht herantreten — doch da drüben im Reiche der Mütter sah er Frau Generalin thronen. Sie schien etwas erregt, ein Blatt Papier bebte in ihrer Hand, auf welches sie im eifrigen Gespräch mit den Nachbarinnen deutete, nun, da würde ja wohl am besten Auskunft zu erlangen sein. Beherzt trat er heran, sich unter den ehrfurchtsvollsten Verneigungen nach der gnädigen Frau Befinden zu erkundigen und hatte die Genugthuung, daß ihm heut etwas gnädiger als sonst Bescheid wurde.

„Danke verbindlichst, es geht mir gut und wenn nicht ein fataler Zwischenfall meine Stimmung verdorben hätte“ —

„Hoffentlich nichts Ernstes, gnädigste Frau?“

„Nein, nur daß meine Tochter den Zug versäumte und erst morgen früh eintreffen kann. Eben erhielt ich Depesche — da Else den Brautkranz überreichen sollte, können Sie vielleicht begreifen, wie unangenehm mir diese Verspätung ist.“

Ob Fritz von Below begriff! Er war sogar geneigt, Elses Abwesenheit für ein schweres Unglück zu betrachten, das ihn im Moment völlig niederschmetterte. Wie sehnsüchtig hatte er diesen Abend erwartet, welche Hoffnungen auf ihn gesetzt und nun wieder noch einen Tag in Sehnsucht sich verzehren, ehe er die Angebetete sah! Der gewandte Weltmann hatte Mühe, der Generalin in konventioneller Weise sein Bedauern auszusprechen und wandte sich dann ganz verstört ab, um in irgend einem stillen Winkel seinem unglaublichen Mißgeschick nachzugrübeln. Da stand Herr von Cleve vor ihm.

„Um Gotteswillen, Freund, welch' eine Leichenbittermiene! Was ist geschehen — drücken die Lackstiefeln oder kracht der Frack in allen Nähten? Nichts von alledem — ja, wo fehlt's denn? Launen? Lieber, junger Freund, ersparen Sie die für den Ehestand, erst dann sind sie erlaubt. Nun kommen Sie vorerst einmal zum Büffet, um etwas Feuer in die Adern zu gießen und dann stürmen Sie Bresche in jene Phalanx süßer Weibsbilderchen, wie ich alter Kerl sie lange nicht so liebreizend geschaut. Vorwärts also — was soll man denn von den andern Jungherren erwarten, wenn Fritz von Below schon zum Duckmäuser wird? Schämen Sie sich!“

Herr von Below fand, daß der alte Herr Recht habe, ließ sich zum Büffet führen, um dort einige Glas schweren Weins hinunterzugießen und schickte sich dann an, bei den jungen Damen den Liebenswürdigen zu spielen. Es gelang, obgleich es nicht von Herzen kam, und einmal im Zuge, übertraf er schließlich sich selber, ward der Lustigsten Einer und konnte sich nicht genug thun im Hofmachen, Scherzen, Tanzen und — Trinken. Weil aber dies Gebahren unnatürlich und einem gramvollen Herzen abgerungen war, geschah ihm das Ungewohnte, daß die Geister des Weins sein Hirn umnebelten, die Worte wollten allmählig nicht mehr so glatt von der Zunge, und plötzlich fühlte er sogar, daß sein Gang ein taumelnder geworden — entsetzlich! Er war doch nicht etwa trunken? Da gab's nur eine Rettung — schnell ins Bett, und so unbemerkt als möglich verließ er den Saal. Niemand hatte, da die Festfreude ihren Gipfelpunkt erreicht, seinen Zustand bemerkt und nur beim Hinaustreten schien es ihm, als ob ein Paar kalter, grauer Augen scharf nach ihm hinspähten — er sah auf und erblickte sich der Generalin gegenüber, die sich nun spöttisch abwandte.

Das war zuviel. Wie ein Besessener stürzte er die Treppe hinan, durch den langen, mattbeleuchteten Gang in sein Zimmer. Blüthenweiß, einladend aufgedeckt standen hier die fünf Betten, welches sollte er wählen? Es war ja schließlich gleich, das erste beste oder nein — das dort in der Nische, das etwas abseits stand — da würde es sich gut ruhen und von Else träumen lassen, dem Tage entgegen, da er sie endlich wiedersehen und, falls Gott Amor wohlgesinnt, die Seine nennen sollte, trotz aller Schwiegermütter!

Mit diesen Gedanken schlief er ein, um einen langen, tiefen Schlaf zu thun — so tief, daß er nicht einmal erwachte, als, freilich nach Stunden erst, die Zimmergenossen nicht gerade vorsichtig, geräuschlos die Ruhe suchten — so lang, daß er erst erwachte, als die helle Sonne blendend in sein Gesicht viel. Er öffnete die Augen, wußte zunächst nicht, wo er sich befand, besann sich dann allmählig — „Else, heut kommt Else!“ war sein erster, klarer Gedanke, der ihn sofort elektrisirte. Mit einem Ruck setzte er sich auf. Die Andern schliefen noch, eingehüllt bis an die Nasenspitze, nur blonde oder dunkle Köpfe sah er aus den weißen Decken ragen, und im Vorgefühl ersehnten Glückes, das der heutige Tag bringen sollte, holte er tief Athem und rief in tollem Uebermuth, so mächtig laut es seine durchaus nicht schwache Lunge gestattete:

„Morgen, meine Herren!“

Wie Trompetenton weckte der Ruf die Schläfer. Vier Köpfe schnellten von den Kissen empor, weit öffneten sich blaue und braune Augenpaare, ein Schrei, entsetzensvoll und markdurchdringend, zitterte durch den Raum und blitzschnell tauchten die vier Köpfe wieder unter die Decke zurück, ohne daß nunmehr noch eine Spur blonden oder braunen Haares sichtbar geblieben wäre.

Der junge Mann saß erstarrt. Es waren weibliche Stimmen gewesen, die er vernommen, rosige Mädchengesichter hatten entsetzt in das seine geschaut — er war — Herr des Himmels! in die „Kemenate der Jungfräulein“ gerathen und hatte dort übernachtet!

(Schluß folgt.)

Aphorismen

von Martin Kornfeld.

Wer den Witz sucht, der wird ihn schwerlich finden, denn der Witz darf nicht gesucht sein.

* * *

Bei vielen Büchern und Schriften sind deren Leser mehr zu bewundern als deren Verfasser.

* * *

Der Unverständige schätzt selbst das Geringste, wenn es nur vom Großen stammt, der Verständige nur das Große, selbst wenn es vom Geringsten stammt.

* * *

Zahlen beweisen, daß solche zu unzähligen Trugschlüssen verleiten, so daß die durch Zahlen erwiesenen Wahrheiten nur sehr zu zählen sind.

Was für den Einen zur Triebfeder, wird für den Andern zum Hemmschuh. Viele schafften nur Großes, wenn ihnen die Noth recht viel, Andere dagegen nur, wenn ihnen die Noth recht wenig zu schaffen gemacht.

* * *

Seitdem Bileams Esel Talent zum sprechen gezeigt, halten sich viele Esel für talentirte Sprecher.

* * *

Jedes Genie ist ein Autodidact, denn es schafft, was vor ihm weder gekannt noch gelehrt worden ist, aber nicht jeder Autodidact ist ein Genie.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.